Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 51 (1964)
Heft: 2

Artikel: Ein Vergleich zweier Gedichte
Autor: Marinoff, Irene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-526997

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Vergleich zweier Gedichte

Irene Marinoff, London

In seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bemerkt Schiller, daß im großen Kunstwerk alle Künste zusammenwirken. Das ist beim Gedicht vielleicht am leichtesten zu zeigen. Dieses vermittelt einen Eindruck, der sich, wenn auch nicht erschöpfend, so doch eher in Worte kleiden läßt, als wenn es sich um eine musikalische Komposition oder ein Meisterwerk der anderen Künste handelt. Die Ausdrucksmittel sind die gleichen. Gerade dadurch, daß man das Wesen eines Gedichts mit Worten auszudrücken sucht, wird der Unterschied zwischen Poesie und Prosa deutlich.

So könnte man beispielsweise versuchen, das Verständnis zweier Gedichte, Goethes *Grenzen der Menschheit* und Hölderlins *Schicksalslied*, auf folgende Art zu gewinnen. Mit Bedacht wurden zwei philosophische Gedichte gewählt, um eine mittlere Ebene zu gewinnen, die zwischen reiner Beschreibung oder lyrischem Erguß und religiöser Dichtung liegt. Von hier aus kann man sowohl das rein Zweidimensionale wie das Vierdimensionale beleuchten. Überdies ermöglicht es der Vergleich, das Charakteristische des einzelnen Werkes herauszubringen und es in die Literaturgeschichte einzuordnen.

Schon der Titel eines Gedichtes gibt zu denken. ‹Grenzen der Menschheit›. Grenze bedeutet Beschränkung, setzt ein Hier und Dort, ein So-weit-und-nicht-Weiter. Sie kann als Enge empfunden werden oder auch als Schutz. Jenseits der Grenze mag das Verderben lauern. Sie ist Herausforderung und Einfriedung, Befriedung zugleich. In diesem Gedicht soll aber von einer bestimmten Grenze, den Grenzen der Menschheit, die Rede sein. Etwas, das alle angeht. Woran ließe sich da denken? Da gibt es erstens die Grenzen im Raum. Der Mensch kann sich jeweils nur an einer einzigen Stelle befinden. Mit Körper und Sinnen kann er trotz aller Hilfsmittel der Technik nur einen bestimmten Raum erfassen und durchdringen. Selbst wenn er den Körper anderswohin versetzt, wie bei der Raumschiffahrt, so sind ihm bisher im Weltall immer noch bestimmte Grenzen gesetzt.

In der Zeit wird der Mensch durch Geburt und Tod begrenzt. Sein Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig. Im Reiche des Geistes ist seine Macht ebenfalls beschränkt. Immer wieder gelangt er an Aporien, an ungelöste, unlösbare Fragen, vor denen die größten Geister versagten. Im Reich des Herzens wird sich der ehrliche Mensch stets seiner Unzulänglichkeit, ja Erbärmlichkeit bewußt sein. Im Alltäglichen, in Politik und Wirtschaft stößt er immer wieder an die Grenzen seiner Kunst. Im Reich des Glaubens, das alle Gebiete umfaßt, sieht er sich als beschränktes Geschöpf der Unendlichkeit Gottes gegenüber.

Auf diese Tatsachen gibt es verschiedene Reaktionen: die demütige Annahme oder die Empörung, oder schließlich die einfache Resignation. So liegen die Dinge nun einmal, man muß sich damit abfinden. Grenzen der Menschheit.

Was sagt nun der Dichter dazu? Nach Lesen des ganzen Gedichtes geht man am besten zuerst auf den Bildgehalt desselben ein und erschließt aus jeder Strophe den vorgängigen Sinn. Es ist eine Gewitterlandschaft. Die Wolken ballen sich schwarz zusammen, man glaubt, den Donner grollen zu hören. Ein jäher Blitz zuckt aus dem Dunkel. Die Erde liegt, ein Saatfeld, da und scheint zu warten. Doch dieses wird kaum angedeutet. Das bisher Gesagte ist aber nicht erschöpfend. Zwei Gestalten werden erwähnt, ein Greis mit langem Bart, das Wort ‹uralt› läßt das ahnen, in schleppendem Gewande und ein junger Mensch mit den Zügen des Dichters, der vor ihm kniet. Schon indem man sich das soeben Aufgezählte bildhaft vorzustellen sucht, erkennt man, daß für das moderne Empfinden die beiden menschlichen Gestalten den Rahmen dieses Gemäldes sprengen würden. Etwa ein donnernder Jupiter über einer Gewitterwolke und dann ganz tief unten ein anbetender Mensch? Wie soll dieser den Saum des göttlichen Gewandes fassen? Dieses Zusammen von Gott und Mensch ist nur auf einem religiösen Gemälde wie etwa bei Filippo Lippi möglich, wo die Anbetung der Muttergottes nicht Gottvater im Himmel, sondern dem fleischgewordenen Wort auf der Erde gilt. Wir treten also mit dem uralten heiligen Vater in seiner Beziehung zum Dichter aus der Ebene des rein Malerischen in die des Sinngehaltes.

Der Dichter beugt sich also in Demut unter die segnende Hand des Schöpfers. Nein, das ist nicht eigentlich richtig. Dieser uralte heilige Vater hat gewiß einen Anklang an die kindliche Vorstellung vom lieben Gott mit dem langen Bart. Das Attribut der Heiligkeit scheint aus dem Alten Testament zu stammen, gewiß aber kommt der Donnerkeil und die unendliche Macht von Jupiter, nur daß dieser nicht zu segnen vermag. Segnen kann nur der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dieser aber gab sich nicht in Donner und Blitz, sondern einzig im sanften Säuseln zu erkennen. Daß diese Goethesche Gottesgestalt aber wirklich Vater ist, sieht man an seiner Beziehung zum Dichter, der ihm als treues Kind ehrfurchtsvoll sich naht. Droben über den Sternen ist also einer, vor dem die einzig gemäße Haltung die anbetende, demütige (es ist der ‹letzte› Saum) Liebe ist. Der Dichter kniet auf der Erde, die Welt breitet sich zwischen den beiden Gestalten aus.

Das Warum dieser Haltung des Menschen erklärt sich aus den nächsten beiden Strophen, denen eine ernste Warnung vorangeschickt wird: «Denn mit Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch.» Daß wir es nicht mit dem christlichen Raum zu tun haben, zeigt der unvermittelte Übergang zu den Göttern, mythischen Gestalten, die ebenso der Wirklichkeit entbehren wie in dem Hölderlinschen Gedicht die Genien und die Himmlischen. Es mag sein, daß der Mensch in seinem unbändigen Streben die Haltung der Demut aufgibt und hinauf will. Wir sehen ein neues Bild. Jetzt hängt der Mensch im Raum, schwebt den Sternen nahe, von treibenden Wolken umspielt weit über der Erde. Man kann es sehen, mit den Händen greifen, das ist eine Unmöglichkeit. Schon muß er herabstürzen. Und es ist bezeichnend für die Gesamthaltung des Dichters, daß er den Idealisten, denn um diesen handelt es sich, von Wolken und Winden umspielt sieht, statt ihn jäh im Ikarusflug hinabstürzen zu lassen.

Die dritte Strophe bietet ein neues Bild. Eine Landschaft mit Eichen und Reben breitet sich aus. Darin steht ein Mensch. Er schwebt nicht in der Luft. Er kniet auch nicht. Seine aufrechte Gestalt scheint aus der starken Erde unter seinen Füßen eine besondere Kraft und Festigkeit zu ziehen. Die Wolken und Winde werden nicht mehr erwähnt. Dieser Mensch hat mit der Welt da droben nichts mehr zu schaffen. Sein Wuchs reicht nicht einmal so weit wie die Eiche oder Rebe. Zwei Menschentypen werden im Bilde gezeigt, der Idealist und der Wirklichkeitsmensch, der Realist. Beide unterliegen bestimmten Beschränkungen. Der Idealist verliert den festen Boden unter den Füßen, der Realist bleibt klein und sieht die Sterne nicht, die oben thronen. Der Mensch muß sich mit dieser Begrenzung im geistigen und körperlichen Raum abfinden.

Das gleiche gilt von der Zeit, die ihm auch Grenzen setzt. Was unterscheidet Götter von Menschen? So fragt der Dichter. Auch hier wird die Antwort im Bilde gegeben. Wie erhabene Statuen – man denke an den Zeus von Otricoli – sitzen die Götter in ewiger Ungerührtheit da. Zu ihren Füßen fließt ein Strom, dessen Wellen bald den einen von den Menschenkindern, bald den andern auftauchen und wieder versinken läßt. Und noch einmal wandelt sich das Bild. Der einzelne wird jetzt ins Auge gefaßt, nicht der Strom der Menschheit. Sein eng begrenztes Leben gleicht einem winzigen Glied in der unendlichen Kette der sich im Fluß der Zeit aneinanderreihenden menschlichen Geschlechter. Ein winziges Glied, aber doch nicht sinnlos. Es empfängt seinen Sinn von der menschlichen Schicksalsgemeinschaft und von der Stetigkeit der Götter, vor deren Augen sich das Drama der Menschheit abspielt.

Schicksalslied. Mit dieser Überschrift werden wir in die antike Welt eingeführt, denn die alttestamentarische und christliche Tradition kennt nicht den Begriff eines ehernen Schicksals, dessen Beschlüsse selbst die Götter, selbst Zeus nicht umstoßen können. Was im judäo-christlichen Raum Schicksal heißt, folgt, allerdings mit Notwendigkeit, aus dem Charakter des Helden. Auch Hölderlin beginnt mit einem Bilde; dessen überwältigender Eindruck ist aber Licht und Seligkeit – keine Gewitterstimmung. Alles atmet Milde und Lindigkeit. Nicht nur das Auge erquickt sich an der Fülle des Lichtes, auch dem Tastsinn wird geschmeichelt, und erhabene Melodien scheinen die weiche Luft zu durchzittern. Es ist eine von fraulichem Wesen durchwaltete Welt, wo die Genien leben. Zugleich ist sie zeitlos. Zwar zeigt das nächste Bild eine Bewegung. Diese ist jedoch sanft und rhythmisch, also schicksalsunmöglich wie das leise, kaum merkliche Atmen eines schlafenden Säuglings. Hier gibt es kein Werden und Vergehen. Die Knospe bricht nicht auf, um das Schicksal einzulassen. Sie birgt in ihrer Begrenzung – Hölderlin spricht von ‹bescheidener› Knospe – ein Versprechen, das nicht eingelöst zu werden braucht. Man wird hier an den ähnlichen Gedanken des englischen Romantikers Wordsworth gemahnt, der jenes

Einzigartige nur indirekt zu bezeichnen wußte als "*That which sets the budding rose above the rose full blown*", dasjenige, was die Rosenknospe über die vollerblühte Rose erhebt. In dem Unausgesagten bleibt der Geist der Himmlischen ewig keusch. Und man könnte sich schon hier fragen, ob das Aussprechen als solches nicht schon die Schändung eines unsäglichen Geheimnisses bedeutet und Schicksal herausfordert. Eben davor sind die Himmlischen bewahrt. Was wir von ihnen sehen dürfen, ist nur das stille Licht ewiger Klarheit, ein Licht, das viel mehr verbirgt, als es zu enthüllen vermag, wie auch der Mittag auf unsäglich größere Tiefen weist als die Mitternacht.

Wie anders ist die Welt der Menschen! Ruhelos und vom Leid gezeichnet werden sie umhergetrieben. Ungleich der schwellenden Knospe schwinden sie ständig dahin. Niemals steht ihnen die Zeit still. Jeder Augenblick beschleunigt den Sturz, den sie weder zu lenken noch zu verstehen vermögen. Dabei ist es nicht so, als ob nur die eigene Schwere den Fall verursachte. Vielmehr werden sie (von wem?) hinabgeworfen. Das Allerschlimmste aber ist, daß unten nicht die Sicherheit des Nichts, sondern, von allem Unerträglichen das Unerträglichste, die Zweideutigkeit des Ungewissen lauert. Da ist nichts, an das sich der Geist klammern könnte. Der Wille kann sich zu keinem Standhalten zusammenreißen, und das Herz schaudert vor dem Unbekannten zurück. Diese Ungewißheit am Ende des Sturzes steht wie eine Hölle dem seligen Wandeln der Himmlischen gegenüber, wie der weiche Boden in den seligen Gefilden den Gegenpol zur schroffen Klippe bildet. Zwischen den beiden Welten besteht keine Beziehung. Die Genien führen ihr lichtklares Leben in unendlicher Ferne, und all das, was das Schicksal des Menschen ausmacht: den ruhelosen Wechsel, das Zerrinnen der Zeit, das Schwinden der Kraft, die Gefährdung des Geistes, ja dessen Umnachtung kennen sie nicht. Sie sind sicher in der Harmonie, während der Mensch ins Ungewisse hinabschäumt. Wir haben hier ein Bild des Ikarussturzes, wobei dahingestellt bleibt, ob die Selbsterhöhung schuldhaft war oder nicht. Allerdings scheint der Ausdruck vom Geworfensein des Wassers darauf hinzudeuten, daß eine Kraft am Werke ist, welche den Sturz des Menschen beschleunigt.

Das Bild vom fallenden Wasser, um das menschliche Dasein zu beschreiben, braucht jedoch nicht nur im Hölderlinschen Sinne gedeutet zu werden. Goethe legt es in ganz anderer Weise aus. Im Gesang der Geister über den Wassern heißt es:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Hier haben wir wieder die für Goethe charakteristischen Gedanken von der Rundung und dem ewigen Wechsel.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Bei näherer Betrachtung des Aussagegehaltes der beiden Dichtungen ergibt sich, daß beide den Unterschied zwischen der Gottheit oder den Himmlischen und den Menschen anerkennen, aber ihn verschieden deuten. Für Goethe liegt das Entscheidende in der Begrenzung der menschlichen Macht und Einflußsphäre. Der Mensch ist klein. Jeder Versuch, sich in die Höhe zu erheben, wird mit einem Verlust an Wirklichkeitsnähe bezahlt. Jedoch weiß Goethe, dieser Meister in der Selbstbeschränkung, auch, daß man sich, sofern man demütig ist, auf dieser Welt furchtlos heimisch fühlen kann. Es ist eine Welt vertrauter Dinge, wie es Eichen und Reben sind. Norden und Süden Europas schenken hier ihre Pflanzen – eine Verbindung, die nur Mitteleuropa kennt. Dem Süden des Kontinents ist die Eiche, dem hohen Norden die Rebe unbekannt. Zwar gibt es auch Gewitter, aber die Blitze, die herunterstoßen, bringen Segen. Sie werden von einer gütigen Hand geschleudert. Eine wohltätige Macht scheint über allem zu walten. Es muß eine Gottheit sein, denn segnen zu können, Gutes zu stiften, ist ein göttliches Attribut. Darum ist das Wort Nietzsches: «Aus Betenden sollen wir Segnende werden» so frevelhaft. Aus eigener Kraft vermag der Mensch nimmer zu segnen. Nun ist allerdings die gemeinte Gottheit nicht der Gott Israels. Sie trägt das Beiwort ‹heilig› zu unrecht. Erinnern wir uns, was geschieht, wenn ein Mensch wirklich dem Lebendigen Gott begegnet. Moses

sieht einen brennenden Dornbusch, der sich nicht verzehrt. Er will näher hinzutreten, da wird ihm bedeutet, daß er die Schuhe ablegen müsse, denn er stände auf heiligem Boden. Nur von ferne darf der Mensch Gott nahen. – Der Blitz, der vom wirklichen Himmel zuckt, kann Zerstörung und Vernichtung bringen. Man hat von dem Lebendigen Gott keinen Begriff, wenn man nur seine Vatergüte sieht. Zu ihm gehört auch das Furchtbare, das Unerhörte, das völlig Unverständliche, das die unendliche Kluft zwischen Schöpfer und Geschöpf aufreißt.

Hölderlin hat es weder mit dem Lebendigen Gott noch mit einem Goetheschen Weltenvater zu tun. Die Welt seines Gedichtes kennt nur Genien und Himmlische, also gewissermaßen Zwittergestalten zwischen Gott und den Menschen. Es sind romantische Figuren, denen nicht die Kraft zu segnen mehr geblieben ist. Es ist eine unendlich zart gezeichnete Scheinwelt, in der sie leben, wie sie denn auch zu keiner Beziehung fähig sind. In der stämmigen Welt Goethes läßt es sich arbeiten und beten. Bei Hölderlin bleibt bei aller Schönheit und Prägnanz der einzelnen Bilder der Eindruck des Unwirklichen, fast möchte man sagen Kraftlosen. Hier wird der Mensch nicht vor die Entscheidung gestellt, ob er seinen Zustand in Demut annehmen möchte und sich bescheiden oder sich empören. Ihm bleibt nicht die Möglichkeit, in eigener Verantwortung durch die Arbeit im Schweiße seines Angesichts (die Rebe legt den Gedanken an einen Winzer nahe) ein karges, aber ehrenvolles Leben zu führen. Das Urteil ist längst über ihn gefällt. Wortlos stürzt er ins Ungewisse hinab. Was würden auch Worte nützen? Kein Schrei der Not oder der Empörung kann bis zum Reich der seligen Genien dringen. Sie sind ebenso fühllos wie die Larven, denen Schillers Taucher im tiefsten Meeresschlund begegnet. Die Welt des Schicksalsliedes kennt die Geborgenheit nicht. Es ist, als wäre der Mensch nur an die äußerste Grenze seiner Möglichkeiten gezogen, um dort dem namenlosen Grauen zu begegnen. Das allgemein religiöse Element, das sich noch bei Goethe im Gebrauch der Gottesvorstellung und vor allem in der Anerkennung der Notwendigkeit der Demut als der gemäßen menschlichen Haltung zeigt, ist bei Hölderlin vollends geschwunden, um einem abgrundtiefen Pessimismus zu weichen.

Schon in der äußeren Form kommt die Verschiedenheit der Gedichte zum Ausdruck. Goethes wohlgegründete Welt wird von dem beruhigenden Rhythmus der Trochäen und Daktylen getragen. Die häufige Alliteration: ‹Segnende Blitze... sät›, ‹Wolken und Winde›, ‹Wellen... wandeln›, fächelt gewissermaßen Beruhigung. Es kommt nicht immerfort etwas Neues; Bekanntes kehrt wieder. Es ist eine Welt, in der man sich zurechtfinden kann. Von den achtzehn Adjektiven, die zu ihrer Beschreibung dienen, hat nur ein einziges, das ‹Unsicher› der Sohlen in der zweiten Strophe, einen beängstigenden Sinn, der durchaus hinpaßt. Alle anderen, wie ‹markig›, ‹fest›, ‹kindlich› usw., deuten auf eine vertraute Welt hin. Selbst das Rollen der Wolken, welches Schrecken einflößen könnte, wird durch das ‹segnende Blitze› in der nächsten Zeile aufgehoben. Auch wenn es sich um Vorstellungen aus dem Raum des Numinosen handelt, knüpft der Dichter an bekannte Vorstellungen an. Der ‹uralte heilige Vater› ist kein furchterregender Gott. Und die Götter der beiden letzten Strophen betonen in ihrer Ruhe und Gelassenheit nur die Sicherheit dieser Welt. ‹Gelassen›, ‹wohlgegründet› und ‹dauernd› (das Adjektiv kommt zweimal vor!) sind gewissermaßen die Grundpfeiler, auf denen das geistige Gebäude des Gedichtes ruht. Dem entspricht auch die Wahl der Verben, deren keines eine heftige Bewegung zeigt. Alles ist gemäßigt, selbst das titanische Stürmen des Himmels, das Goethe aus seiner Sturm-und-Drang-Zeit nur zu gut kennt, ist hier zu ‹hebt er sich aufwärts› gemildert. Die Blitze aber, die vom Himmel zucken, werden von segnender Hand gesät. Dieses Maßhalten bei aller Kühnheit des Gedankens ist das Signum der klassischen Kunst.

Das Schicksalslied ist in freien Rhythmen geschrieben. Der Charakter der beiden ersten Strophen ist, wenn man von dem Auftakt in der ersten, zweiten und vierten Zeile der ersten und der vierten und siebenten Zeile der zweiten Strophe absieht, gemessen. Trochäen wechseln mit Daktylen, die eine leichte Beschwingtheit in das Ganze bringen, ab. Dann ändert sich plötzlich der Rhythmus. Die Welt der Himmlischen wird verlassen. Atemlos jagen sich, um den Sturz der Menschen auszudrücken, die Jamben und Anapäste bis zu dem letzten furchtbaren Aufschlag: ‹hinab!› – Die Adjektiva der ersten beiden Strophen entstammen alle einer der Härte des Daseins entrückten Welt. Der Boden ist ‹weich›, die Götterlüfte sind ‹glänzend›, das heißt sonnendurchstrahlt. Zweimal fällt der Ausdruck ‹selig›, um die Himmlischen und ihre Augen zu beschreiben. Unsäglich zart ist der Gebrauch des Wortes ‹keusch›,

um die Reinheit des kindlichen Geistes zu kennzeichnen. Denn auch der Geist kennt seine Orgien der Anmaßung, Wissensgier, Unsauberkeit und Verlogenheit. Liegt vielleicht hier für den Dichter der Unterschied zwischen Göttern und Menschen? Und ist es eine Freveltat des Geistes, welche das furchtbare Schicksal auf die Menschen herabrief? Das Gedicht selbst verrät es nicht.
Auch Hölderlin weiß wie Goethe um den Wert des Sich-Bescheidens. Doch gehört er für ihn in die Welt der Götter und ist den Menschen unzugänglich. Diese sind leidend und blind. Ihr Fall ist kein rascher, blitzartiger Untergang, sondern ein jahrelanges Abgleiten. Nur ein einziges Verbum, das ‹Geworfen› der letzten Strophe, schlägt einen stärkeren Ton an. Die anderen sind verhalten. Das rasende Tempo am Ende wird durch das Versmaß, nicht durch den Sinn der einzelnen Worte vermittelt.
In diesem Gedicht klaffen die Gegensätze unüberbrückbar auseinander. Zwischen den beiden Welten ist, wir sagten es schon, keine Beziehung möglich. Es ist das Wesen der romantischen Dichtung, daß sie sich in ihrer Sehnsucht nach einer idealischen Welt versteigt und keinen tragfähigen Boden findet. Da es ihr nicht vergönnt ist, das Leben des Geistes in ewiger Unberührbarkeit zu führen, bleibt ihr nur der Sturz aus der vermeintlichen Höhe. Im Grunde ist aber diese romantische Welt der seligen Genien ebenso unecht wie Goethes Welt des segnenden uralten Weltenvaters. Nur hier beruht der Irrtum nicht auf einer Verkennung Gottes, sondern dessen, was das Wesen des Geistes ist. Dieser hat seine Unschuld verloren und kann nur durch Zucht und Arbeit, das heißt durch die Inkarnation im Werk Erlösung finden. Hierbei darf aber nicht vergessen werden, daß der Mensch nicht nur aus Geist besteht, sondern daß sein Wert vor Gott nach dem Herzen, nach seiner Liebe bestimmt wird.

Christlich gesehen bietet weder Goethe noch Hölderlin eine wirkliche Lösung des Problemes Gott und Mensch. Vielmehr zeigen beide in vollendeter künstlerischer Form Möglichkeiten nichtchristlicher Weltauffassung.

Lehrerin

Briefwechsel mit Schule in Afrika

Sr. Margrit Louise Steinegger, St. Gallen, Klosterhof 6e

Im Weihnachtsrundbrief schrieb Fräulein Marianne Kürner: «Wir müssen den Kontakt mit den Missions- und Entwicklungsländern bewahren und fördern. Es genügt nicht, wenn große Organisationen, wie Unesco, Umec usw., um sie besorgt sind. Auch wir sind zur Mithilfe aufgefordert. Wie wäre es, wenn wir einmal mit unserer Klasse an eine Missionsschule schrieben, um brieflich mit Lehrern und Schülern fremder Erdteile in Verbindung zu treten? Die Sprache ist kein Hindernis; man kann ja die Briefe übersetzen lassen.»
Wir sind es unserer heranwachsenden Jugend schuldig, sie für die großen Zukunftsaufgaben hellhörig zu machen. Sie muß erfahren, daß zum Beispiel Einsatz für die Missionen kein modernes Hobby ist, sondern einfach selbstverständliche Nächstenliebe, unsere ‹Entwicklungshilfe›, zu der unser hochseliger Papst Johannes XXIII. so eindringlich mahnte in MM 157/65.
Die heutige Jugend will aber neue Wege geführt werden. Ein paar rührselige Geschichten vom ‹armen Heidenkind› sind nicht geeignet, ihre Einsatzfreudigkeit und ihr Verantwortungsbewußtsein zu wekken. Sie will echten, lebendigen Kontakt.
Der nachfolgende Bericht möchte zeigen, wie der Versuch eines Briefwechsels mit Halbschwarzen in Südafrika gelang.

Wie es begann

«Christen, ruft der Heide,
Christen, steht uns bei!